

Christian Wetschka, Wien

Am Rand – Liturgie am offenen Herzen

Wie kann es gelingen, dass „das Leben“ in der Liturgie vorkommt und die Feier in den Alltag zurückwirkt? Das Beispiel einer Wiener Caritas-gemeinde zeigt, wie die Verbindung von Glaubensfeier und Lebenspraxis möglich ist. Deutlich werden dabei die Möglichkeitsbedingungen und die Herausforderungen, auf sich die Seelsorger/innen einlassen. (Redaktion)

Spannungsfeld Liturgie und Praxis

Das Problem christlicher Liturgie ist von je her, dass sie über isoliertes Feiern hinauszugehen und im eigentlichen Sinn „Praxis“ zu sein hat.

DR. CHRISTIAN WETSCHKA
ist Sozialpädagoge, Supervisor und Initiator zahlreicher Projekte für Obdachlose. Er arbeitet als Pastoralassistent in der „Caritas-Gemeinde“, Mentergasse in Wien, Pfarre Namen Jesu.

In der Liturgie sollen sich Lebenspraxis und die Feier des Lebens verbinden – durchaus mit realen Auswirkungen im Alltag. Die Feier soll geistliche Übung sein, Ort und Prozess der Sakralisierung des Gewöhnlichen. Dieses Verhältnis beinhaltet zwangsläufig die Hinterfragung und Erneuerung von erstarrten sakralen Ritualen und Bräuchen. Liturgie hat das Leben ganz aufzunehmen, zu durchdringen und zu würdigen, um den im Menschlichen angekommenen Gott erfahrbar zu machen. Dies als Maßstab gesetzt, ist eine Kirche, deren Praxis immer weniger am Leben der Menschen teilnimmt und aus der Personalsituation heraus gar nicht mehr umfassend teilnehmen kann, immer seltener in der Lage, Liturgie in diesem eigentlichen und ursprünglichen Sinn zu feiern. Im noch immer weit verbreiteten Ausdruck eine „Messe lesen“ kommt diese Abweichung zum Ausdruck und belegt die Entfremdung, die durch die jahrhundertlang sich entwickelnde Institutionalisierung des Glaubens stattgefunden hat. Eine andere Versuchung, die nicht weniger einem pastoralen Manko geschuldet ist, ist die „Eventhaftigkeit“ von Liturgie, die auf Effekte und oberflächliche Wirkungen abzielt – und doch nur ein Ersatz ist für eine Liturgie, die Maß am Leben der Gemeinde nimmt.

Liturgie „am Rand“, also mit gesellschaftlichen Randgruppen, für die es zahllose Beispiele gibt, kann sich nicht in den Formen und Grenzen der institutionalisierten Religion erschöpfen, auch darf sie sich nicht in Konkurrenz zu anderen „Events“ definieren, sondern muss die Sinnhaftigkeit der überkommenen Formen, Regeln und Gesetze hinterfragen und diese wieder in Beziehung zur konkreten Gemeinde setzen. Der Gefahr der vordergründigen liturgischen „Inszenierung“ ist das Prinzip „schlicht, einfach, wesentlich“ (Tomas Kaupeny) entgegenzustellen.

Keine Armen, keine Klienten, keine Randgruppe

Menschen auf dem Weg, d. h. Menschen, die oft übersiedeln, die vielleicht einmal obdachlos waren, immer wieder in Heimen leben (vielleicht seit der Kindheit schon), benennen Einrich-

tungen mit der Ortsangabe und verwenden selten die schönen Namen, die sich Einrichtungen selber geben. Man kommt nicht ins Heim „St. Josef“, sondern geht in die „Lacknergasse“, usw. In der „Mentergasse“ hat die Caritasgemeinde ihr Quartier, das ist die Gemeinde der Obdachlosen oder zumindest jener, deren Leben von einer geringeren Verwurzelung in einem bestimmten Lebensumfeld und einer erhöhten „Mobilität“ gezeichnet ist. Das Leben vieler Caritasgemeinde-Menschen ist fragiler, verletzlicher, irritierbarer, gefährdeter, dramatischer, sprunghafter, einsamer, weniger verlässlich, – und oft auch kürzer – als das der „Durchschnittsbevölkerung“. Für uns, die wir das Leben der Caritasgemeinde zu organisieren versuchen, sind diese Menschen aber keine „Armen“, – auch wenn dieser Begriff in der Kirche ständig in den Mund genommen wird –, denn dies ist ein Begriff, mit dem sich die Betroffenen selber nicht bezeichnen. Es sind immer *andere*, die sie als „arm“ definieren würden. In der Beziehung zu den Menschen relativieren sich derartige Kategorisierungen. In der Caritasgemeinde wird also nicht zwischen „Klienten“ und „Nicht-Klienten“ unterschieden. In der realen Lebenswelt verschwimmen die Grenzen zwischen „Mitarbeitern“ und „Nicht-Mitarbeitern“, „Betreuten und Betreuern“, Standards, die in sozialen Institutionen streng eingehalten werden (müssen). Die Caritasgemeinde ist die Gemeinde der Lebenskünstler. Sie ist ein Modell von kategorialer Seelsorge mit „Randgruppen“, – auch das ein Begriff, den wir nie verwenden. (Wer bestimmt, wo Rand und Mitte liegen?) Dabei ist die Caritasgemeinde eine Gemeinde wie andere auch, nur vielleicht mit dem Unterschied, dass die Qualität der gelebten Beziehungen anders ist.

Geteilte Lebens-Geschichte – Nach Kafarnaum gehen

In der „Mentergasse“ liegen die Räume der Caritasgemeinde im ersten Stock des historistischen Pfarrhauses gegenüber der Altlerchenfelder Kirche. Auf dem Weg nach oben begegnen einem an der Wand Hunderte von Fotos in bunten Rahmen, jedes Bild mit einem Namen versehen. Es sind die Toten, oder zumindest ein Teil jener Verstorbenen, die einst und oft lange mit der Caritasgemeinde verbunden waren. Die würdige Gestaltung des „Armenbegräbnisses“ war in jedem Fall ein letzter Dienst an diesen Menschen, die oft keine Angehörigen mehr hatten und deren Leben von dieser Einsamkeit geprägt war.

Nicht wenige dieser Verstorbenen waren ein, zwei oder sogar drei Jahrzehnte mit der Caritasgemeinde verbunden. Die Aufenthaltsorte mögen gewechselt haben – Gefängnis, Heim, Wohnung, Straße, Spital, Pflegeheim usw. – aber die Caritasgemeinde, und das heißt die Verbindung zum sozialen Netzwerk der Caritasgemeinde, zu einzelnen Menschen – blieb als Bezugspunkt und Anlaufstelle, vielleicht sogar oder gerade in den größten Krisenphasen, bestehen.

Was heißt dies praktisch? Die Caritasgemeinde ist über Jahrzehnte rund um einen Seelsorger bzw. um einen Kern aus Bezugspersonen entstanden. Historisch gesehen hat sie sich in den Obdachlosenhäusern der Caritas gebildet, blieb aber nicht auf diese beschränkt. Menschen, die in diesen Häusern lebten oder anderweitig zu tun hatten, wurden von den Seelsorgerpersönlichkeiten Georg Sporschill, Tomas Kaupeny und ihren Helferinnen und Helfern zu einer Gemeinschaft geformt. Nicht hoch genug zu bewerten: Die Seelsorger wohnten und arbeiteten in den ersten Jahren am gleichen Ort, an dem ihre künftige Gemeinde lebte. Tür an Tür, konfrontiert mit den täglichen Kämpfen und Nöten, teilnehmend an den Krisen und am Bemühen, das Leben zu meistern. In dieser räumlichen und existenziellen Nähe sind viele

jener Beziehungen entstanden und gereift, die Jahrzehnte, und oft eben bis zur Einsegnung am Friedhof, halten sollten. Die vielen Bilder am Stiegenaufgang in der Mentergasse stehen für dieses Lebens- und Pastoral-Prinzip, das ich in Anlehnung an einen von Kardinal Martini 1991 gehaltenen Vortrag das „Kafarnaum-Prinzip“ bezeichnen möchte. Der Weg aller großen Menschenlehrer beginnt mit dem Verlassen des Gewohnten und der Bereitschaft, sich „auszusetzen“:

„Auch für Jesus bedeutet der Ortswechsel nach Kafarnaum, Gewohnheiten, das Vorhersehbare zu verlassen und sich dem Wandel, den Begegnungen auszuliefern[...] Nach Kafarnaum ‚hinabsteigen‘ hieß also, sich mit einer neuen Lebensweise auseinanderzusetzen, mit Leuten, mit dem täglichen Leben, das gekennzeichnet ist von harter Arbeit und Leiden, von Neuem und von Unsicherheit. Nicht umsonst beschreibt der Evangelist Markus den ersten Aufenthalt Jesu in Kafarnaum als eine Begegnung mit Besessenen und mit allen möglichen Kranken (Mk 1,23.30.32). [...] Aber alles nimmt seinen Ausgang von einer tiefen Liebe, von einer täglichen Anwesenheit, von einem Teilnehmen am Geschick und den täglichen Leiden seines Volkes. [...]“¹

Nachgehen, Mitgehen

Das Obdachlosen- oder Behindertenheim konnte am Beginn einer Lebensfreundschaft stehen. Das an sich ist schon bemerkenswert, sind dies doch oft „Endstationen“ in den Biographien von Menschen. Im Laufe der Jahre, als sich die Heime professionell weiterentwickelten und auch die Caritasgemeinde größer und eigenständig wurde, änderte sich die Art der Lebensgeschichten. Aus den Bewohnern der Wohnungsloseneinrichtungen wurden später manchmal Wohnungsbesitzer, die in ihren Wohnungen vereinsamten, oder Kranke, die in den Krankenhäusern keinen Besuch bekamen, oder Pflegeheimbewohner, die auf ihrer letzten Lebensstrecke angekommen waren, manchmal landeten Menschen auch in Gefängnissen. So musste sich die „Begegnungspastoral“, die im Heim „stationär“ begonnen hat, immer mehr zu einer „nachgehenden, aufsuchenden Pastoral“ weiterentwickeln, das hieß: Besuche in den Wohnungen, Krankenhäusern usw. wurden zu einer der wichtigsten Aufgaben. Keiner sollte zurückbleiben. Immer wieder mussten die nun wirklich „am Rand“ lebenden Menschen mit der Welt der Gemeinschaft, ja überhaupt mit der „Welt da draußen“ verbunden werden.

Ein Team von „Krankenbesuchsdiensten“ galt es zu formen, Jugendaktionen, bei denen die Kranken von jungen Menschen besucht werden, zu organisieren, ja überhaupt Projekte zu initiieren, bei denen auch Schwächere mitmachen konnten, denn in diesem „Mitmachen“ entstand Bindung, Vertrauen, Zugehörigkeit. Es war darauf zu achten, dass jede und jeder, der nicht mehr aus eigener Kraft in die Caritasmesse kommen kann, Unterstützung findet. Bei der alljährlichen Wallfahrt brauchte es von Anfang an einen eigenen Bus für die „Gehbehinderten“ mit einem eigenen Programm, während die anderen unterwegs waren.

Ein ganz anderes, ständig wachsendes Feld waren und sind die vielen vollkommen auf sich gestellten Alleinstehenden, denen irgendwann der Haushalt entgleitet und eine Delogierung aufgrund von „hygienischen Missständen“ zu verhindern ist. Es brauchte Menschen, die bereit waren, Müll zu entsorgen, Wohnungen zu putzen, kaputte Möbel zu reparieren oder auch neue Möbel zu liefern, alles Hilfeleistungen, die in anderen Lebensumständen von Freunden oder von der Familie durchgeführt werden. Menschen, die obdachlos oder im Gefängnis sind,

¹ MARTINI: Hinabsteigen nach Kafarnaum, 368 f.

verfügen über wenige Freunde und oft über gar keine. Das Prinzip des geteilten Lebens entwickelte sich weiter zur ganz und gar praktischen Lebenshilfe. Eine andere Entwicklungslinie, die im Laufe der Jahre immer prägnanter wurde, war die Unterstützung in gesundheitlichen und psychischen Krisen. Speziell die sehr häufig vorkommenden Alkoholprobleme (an erster Stelle) und psychische Krankheiten (bipolare Psychosen und Schizophrenie an zweiter Stelle) forderten die Entwicklung von Umgangsformen und helfenden Initiativen. Dazu mussten einerseits fachliches Wissen entwickelt und andererseits Kooperationen zu Fachleuten und Fachinstitutionen aufgebaut werden. So sind am Rande der Caritasgemeinde sogar Wohngemeinschaften für Alkohol Kranke entstanden.

Die Persönlichkeit des Seelsorgers

Gewisse menschliche, psychologische und pastorale Bedingungen lassen sich durch „höhere Weißen“ nicht ersetzen. Aus dem bereits Gesagten wird deutlich, dass eine pastorale Begleitung von Menschen „am Rand“, die den Anspruch hat, im Auf und Ab der Lebensphasen und Lebenskrisen an der Seite der Betroffenen zu sein und ihnen auch eine echte Unterstützung zuteil werden zu lassen, von den „Seelsorgern“ in diesem Feld einen hohen persönlichen Einsatz fordert. Dies ist zunächst die Bereitschaft, sich auf schwierige, mehrfach belastete und oft eigenwillige Menschen einzulassen, und in weiterer Folge, ihnen eine langfristige Beziehung anzubieten und diese auch bewusst zu gestalten. Letzteres ist für alle „menschenbegleitenden Berufe“ entscheidend: die Fähigkeit, jene wohltemperierte Mischung aus Nähe und Distanz zu kreieren, die auf beiden Seiten nicht zu Überforderungen führt, sondern einen vertrauensvollen Raum schafft, in dem die Ermutigung zur Eigenständigkeit und Gemeinschaftlichkeit ein leitendes Prinzip ist.

Authentizität und Kohärenzgefühl

Über die Empathiefähigkeit hinaus braucht der Seelsorger eine lebensbejahende Einstellung, die es ihm ermöglicht, Menschen zu ermutigen und ein Beispiel für ein erfülltes Leben zu geben. Glauben ist Erfahrung von Kohärenz, d. h. in weiterer Folge auch die Überzeugung, dass das Leben sinnvoll ist und auch in den Phasen der Partikularisation des Lebensganzen eine grundsätzliche Sinnmöglichkeit gegeben ist.

„Was von uns heutzutage verlangt wird, ist nicht so sehr über Christus zu reden, sondern eher ihn in uns leben zu lassen, damit die Menschen ihn finden können, indem sie ihn in uns lebend entdecken.“ (Thomas Merton kurz vor seinem Tod).² Empathiefähigkeit und Empowermenthaltung bedürfen aber von Anfang an der Feinabstimmung, der Übung, der Nachjustierung und natürlich auch der Reflexion. Die Grundhaltungen und -fähigkeiten müssen in konkrete Interventionsweisen umgewandelt werden, dies braucht die praktische Übung, die Ausbildung und das Vorbild.

Glauben-Lernen

Neben Persönlichkeitsbildung und beruflicher Ausbildung kommt es dem Seelsorger zugute, wenn er von den Menschen lernt, mit denen er zu tun hat. Seine Aufgabe sollte es sein, nicht

² Zitiert nach HALIK: Geduld mit Gott, 44.

den Menschen das Leben und den Glauben zu „erklären“, sondern umgekehrt, die Lebens- und Glaubenserfahrung der Menschen zu studieren und von ihnen zu lernen. Diese Fähigkeit zur (kennen-)lernenden Begegnung ist in weiterer Folge die Grundlage für die Verkündigung und die Liturgie. Georg Sporschill verwendet in Bezug auf Obdachlose oder Flüchtlinge oder andere ausgegrenzte Menschen oft den Begriff „Propheten“, die in der Art mit dem Leben umzugehen, eine Botschaft für andere haben. „Sieh alle Menschen mit den Augen der Liebe an, mach nichts aus ihnen, sondern sieh hin, was Gott schon aus ihnen gemacht hat.“ Dieser Botschaft gilt es nachzuspüren und sie im Aufbau der Gemeinde auch umzusetzen:

„Hier liegt das Geheimnis auch für unsere Gemeinden heute. Eine Gemeinde wächst, wenn sie lernt, in den Schwachen den Starken zu sehen. Das ist das Christusgeheimnis, eine andere Übersetzung von Tod und Auferstehung Jesu. Eine Gemeinde heute, die Sozialarbeit zu ihrer Sache macht – ob sie nun Flüchtlinge aufnimmt, ältere Menschen betreut oder Schülern nachläuft, die den Sinn im Leben nicht finden –, wird lebendig sein und wachsen.“³

Umsetzung in der Praxis

Wir nähern uns dem „problematischen Teil“ dieser Überlegungen: der Darstellung konkreter Elemente und Prinzipien, die sich in der Liturgie der Caritasgemeinde herausgebildet haben. Da es hier aber doch um Grundsätzliches gehen soll, muss einmal mehr darauf hingewiesen werden, dass die einzelnen, konkreten Elemente der Liturgie lediglich ein Standbild eines Prozesses sind, der lange schon vor sich geht und immer wieder neue Formen hervorbringt. Alle diese Elemente sind ersetzbar und wandelbar, aber nicht der Geist dahinter. Die konkreten Elemente sind keineswegs beliebig, sondern aus dem Leben der Gemeinde entstanden, einer konkreten Gemeinde mit spezifischen Bedürfnissen. Aus diesem Grund bleiben Spezifika des Feierns im Eucharistieteil in diesem Artikel bewusst ausgespart, wenngleich auch dort etliche Elemente zu finden wären, die zum Verständnis der Caritasgemeinden-Liturgie beitragen könnten. Allerdings könnten gerade in diesem Bereich die aus konkreten Beziehungen entstandenen Handlungsformen aus ihrem Zusammenhang herausgelöst, verfremdet wahrgenommen und damit falsch verstanden werden.

Das DAVOR, DANACH und DRUMHERUM

Konzentration und Kommunikation

In der Caritasgemeinde gibt es nur drei wöchentliche Eucharistiefeiern: eine im Kinderheim, eine im Behindertenheim und eine zentrale am Sonntag Abend für die gesamte Gemeinde. Dieses Prinzip der Konzentration durchzieht die gesamte Liturgie bis hin zu den auf das Wesentliche reduzierten Gebets- und Lesungstexten. In dieser zentralen wöchentlichen Liturgiefeier muss das gesamte Leben der Gemeinde einfließen und widergespiegelt werden. Dies fordert von den Elementen der Liturgie einerseits Durchlässigkeit und Anpassungsfähigkeit, andererseits eine stabile, reproduzierbare, wiedererkennbare Form, die in der Lage ist, das aktuell Geschehene aufzunehmen. Wie aber fließt das Leben der Gemeinde in die Liturgie und die Verkündigung ein? Woher kommen die Inhalte, die Impulse, die Beobachtungen, die Informationen? Einfach gesagt: Sie kommen aus dem lebendigen „Netzwerk“ der Gemeinde,

³ SPORSCHILL: Die zweite Meile, 106.

den über lange Zeit geformten Informationswegen und letztlich dem Priester, also dem Liturgiegestalter, der diese Informationen sorgfältig aufnimmt, ihnen nachgeht (überprüft) und diese in entsprechender, angemessener Weise in die Messfeier einbindet. Dies erfordert ein respektvolles Umgehen mit allen Informationen aus den Lebenssituationen der Menschen, ein Fingerspitzengefühl für günstige oder ungünstige Formulierungen und ein Gespür für die vielen Gruppendynamiken in der Gemeinde, um niemanden vor den Kopf zu stoßen oder Kränkungen zu verursachen. Manchmal besteht die Kunst auch darin, Geschichten nicht zu verwenden.

Die „Choreographie der Begegnung“ davor und danach

Der „Sonntag“ beginnt eineinhalb Stunden vor der Messfeier. Menschen bereiten die „Agape“ vor, Sessel werden gestellt, Liederzettel gefaltet und ausgeteilt. Schon eine Stunde vor der Feier beginnt sich die Kirche zu füllen. Speziell im Winter sind manche Obdachlose froh, sich in der Kirche oder in den Vorräumen aufwärmen zu können – oder im Sommer ein kühles Getränk zu bekommen. Die Ministranten bereiten sich vor, die Musiker bauen ihre Notenständer und Mikrofone auf. Ab 17:45 findet die Liedprobe statt, der Priester singt mit der Gemeinde die Lieder an. In der Vielzahl dieser Aktionen, die einer eigenen Choreographie folgen, geschieht Kontaktaufnahme, Anteilnahme, Informationsaustausch, soziales Leben. Man erfährt, wer im Krankenhaus ist, wer gestorben ist, wer Geburtstag hat oder hatte, und von Sorgen und Nöten, die vielleicht auch noch in der Messe berücksichtigt werden. Diese „Choreographie der Begegnung“ spiegelt sich später (liturgisch) im Friedensgruß wider, die ganze Kirche gerät in Bewegung, neue Besucher vermeinen oft, in diesem jahrmarktartigen Durcheinander hätte die Messe schon ihr reguläres Ende gefunden. Den letzten Akt dieser Begegnungschoreographie findet dann in der Agape und in den Gesprächen in Kirche und Sakristei statt. Mindestens eine Stunde nach der Messe ist die Kirche noch Ort von Gesprächen. In der Sakristei werden Wunden verarztet, Haare geschnitten, Schlafsäcke, Kleidung ausgegeben, Formulare ausgefüllt, Beratungsgespräche geführt, Spenden entgegengenommen, Notquartierplätze organisiert, Termine vereinbart usw.

Die vielen kleinen Aufgaben

Die gemeinsame Arbeit rund um die Liturgie ist ein wichtiges Element im Aufbau der Gemeinde. Möglichst viele Menschen sollen sich aktiv beteiligen, zusammenarbeiten und zusammenwachsen. Im „Mitarbeiten“ findet jede und jeder einen Platz im Gesamtgefüge. Patrick wohnt in unserer Wohngemeinschaft für Alkoholranke, er hat das Brot besorgt und liefert es vor der Messe, ein Bewohner des Rupert Mayer Hauses hat am Vormittag schon die Aufstriche gebracht, Paul aus der anderen WG ist im Agape-Team und hilft beim Schmieren der Brote. Gerti, die vor kurzem ihren Bruder, ihre einzige Bezugsperson verloren hat, faltet mit Barbara, die aufgrund ihrer Psychose nur unter Mühen mit anderen Menschen reden kann, die Liederzettel. Verschiedene Arbeitsformen und -weisen bilden sich aus: fixe Teams für Agape, Kinderbetreuung, Ministranten, Musiker usw. oder aber lose Gruppen, die einfachere Aufgaben ausführen. Eine zunehmend wichtiger werdende Aufgabe ist die Begleitung bzw. der Transport von Kranken, die nicht mehr alleine in die Kirche kommen können.

Die Ministrantinnen und Ministranten

In der Caritasgemeinde ministrieren fast nur erwachsene Ministranten. Es sind Menschen mit großer Lebenserfahrung. Die meisten waren einmal obdachlos und schon in einem Caritasheim, ungefähr die Hälfte war alkoholkrank und hat die Krankheit schon lange im Griff. Günter z. B. war schon 1986 Hausbewohner im Jugendhaus der Caritas, seit damals ist er der Caritasgemeinde (oder ihren Vorformen) treu geblieben, ebenso sein Bruder Karl. Norbert kam 1998 als Ministrant zur Truppe, heute ist er der „Kapitän“ der Mannschaft, Christian und Willi kamen 1999, Michi ist schon 15 Jahre dabei, Lea 10 Jahre. Die Ministranten, die so viele Jahre treu ihren Dienst verrichten, sind sichtbare Zeichen für das, worum es in der Caritasgemeinde geht: Zusammenhalten, Zusammenarbeiten, das Leben und den Glauben würdig feiern. Die Caritasgemeinde ist ein Stück Heimat und Rückhalt für sie.

Die Messfeier

Das Beziehungsnetz entfalten: Kranke, Verstorbene, Besorgte, ...

Schon am Beginn der Messfeier übermittelt der Priester der Gemeinde Grüße von den Kranken und Pflegebedürftigen, die in der vorangegangenen Woche besucht wurden. Für die in dieser Woche Verstorbenen werden Kerzen von den Angehörigen oder Freunden auf den Altar gestellt und es wird für sie gebetet. Besondere Anliegen werden erwähnt, für die in der Messe gebetet werden soll: eine bevorstehende Operation, eine bevorstehende Prüfung, ein bevorstehendes Begräbnis usw. In all dem wird sehr früh im Verlauf der Liturgie ein Beziehungsnetz sichtbar gemacht, das die Anwesenden mit den Nichtanwesenden, die Bekannte mit den Unbekannten, genauso wie Vergangenes mit Zukünftigem verbindet. In die Gestaltung der Kyrierufe fließen nach Möglichkeit persönliche Themen und Formulierungen ein. Vorgefertigte Texte werden nicht verwendet, sie entstehen jeden Sonntag neu.

Kinderlob

Die Kinder haben noch vor dem Wortgottesdienst einen eigenen Raum in der Feier. Das Gloria wird zum „Kinderlob“ erweitert. Vor dem Altar singen sie mit dem Priester Lieder aus der eigenen Kinderliedersammlung, die eigens für die Caritasgemeinde entstanden ist. Das sind oft Wechselgesänge, die zentrale Motive des Sonntagsevangeliums aufgreifen. Manchmal stimmt die ganze Gemeinde ein. Die Kinder begleiten die Gesänge mit Gesten und Bewegungen. Daran anschließend nehmen die Kinder hinter dem Altar auf Tischen und Bänken Platz, wo sie während des Wortgottesdienstes, begleitet von den Kinderbetreuerinnen und -betreuern, malen und zeichnen können. Die Zeichnungen der Kinder nimmt der Priester als Präsente zu den Krankenbesuchen mit; das wissen die Kinder. Wesentlich ist, dass die Kinder keine „eigene Kinderliturgie“ geboten bekommen und sie auch den Kirchenraum nicht verlassen müssen, wie es oft andernorts praktiziert wird. Es ist umgekehrt: Die Gemeinde nimmt an der Feier der Kinder teil und der Beitrag der Kinder – als Bild oder Liedgesang – bekommt einen zentralen Stellenwert in der Liturgie zugewiesen.

Die Lesung

Die Lesung wird von einem / einer der Lektor/innen verkündet, die sich in den Wochen davor einmal zu einem gemeinsamen Abend getroffen haben, an dem die Lesungen ausgesucht und verteilt und vorgetragen werden. Auch das hat einen gemeinschaftsstiftenden Aspekt.

Vor der Lesung steht die Hinführung durch den Vorsteher. Diese Stelle bietet eine hervorragende Gelegenheit, ein Lebensbeispiel aus der Gemeinde „zur Sprache“ zu bringen.

Die Predigt und das Predigen

Die Predigt wird in der Caritasgemeinde auf keinen Fall gelesen, sondern „auswendig“, „by heart“ gesprochen. Der Prediger steht nicht hinter dem Ambo und nicht hinter dem Altar, sondern *vor* dem Altar und damit vor den Menschen, „ungeschützt“ gewissermaßen. Das Gesprochene wird von der Körpersprache unterstützt (dies in einem entsprechend einfachen Messgewand, das dies auch wirklich zulässt).

Die Rede des Priesters muss „authentisch“ sein. Theologische Konstruktionen bleiben ausgespart. Die Sprache soll von allen in der Gemeinde verstanden werden. Es ist die Sprache, die der Seelsorger in den Gesprächen mit der Gemeinde gelernt hat.

In seiner Vorbereitung auf die Sonntagsmesse ist das Evangelium der Ausgangspunkt – am Beginn der Arbeitswoche schon. Tomas, unser Priester, kann es auswendig (oder lernte es noch auswendig). Eine ganze Woche ist er damit „unterwegs“ gewesen, hat es zu den Menschen mitgenommen, in den Gebetszeiten bedacht und meditiert. Er hat mit den Müttern im Mutter-Kind-Haus darüber gesprochen, mit Männern aus dem Rupert Mayer-Haus, mit Menschen, die ihm zufällig begegnet sind, mit Freunden, ... Direkt oder indirekt hat er das Wort Gottes in den alltäglichen Begegnungen befragt, neu entdeckt, ja in einem gewissen Sinne „erprobt“. In diesem jahrzehntelangen „Um-Gang“ mit dem Evangelium hat sich das „Wort Gottes“ im Priester verkörpert – und in einem praktischen Sinn auch „bewährt“. Und es bewährt sich neuerlich in den Tagen vor der Feier an den Orten und in den Begegnungen mit den Menschen. Diese Arbeit am „Wort Gottes“ wirkt in die Predigt hinein und verleiht ihr Tiefe und Echtheit. Der all-tägliche Umgang mit dem Wort Gottes könnte man als Methode der „evangelischen Schwangerschaft“ bezeichnen.

Die wöchentliche Predigt ist ein Kulminationspunkt – für den Priester und für die Gemeinde. Sie dient natürlich in erster Linie der Auslegung des Evangeliums, aber mit dem Anspruch, etwas *Wesentliches* über das Leben zu erfahren. Dies ist der Ort, die „Propheten“ des Alltags, die Lebensbeispiele der Menschen aus der Gemeinde „auf die Bühne“ zu stellen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten. Das Evangelium bietet eine Brille, die oft verborgenen Glaubenserfahrungen im Alltag der Menschen zu entdecken, zu würdigen und von ihnen zu lernen. Zwei oder drei solcher „Beispiele“ werden in der Predigt entfaltet, oft sind es Erlebnisse aus der vergangenen Woche: Begegnungen am Krankenbett, Begebnisse in einem der Obdachlosen- oder Behindertenheime, überraschende Begegnungen auf der Straße usw. Die Rede ist selten von „frommen“ Menschen im herkömmlichen Sinn oder gar von braven „Kirchbesuchern“, sondern von einfachen Menschen, die unter allen Mühen ihr oft schweres, leidvolles Leben annehmen und den Alltag meistern. Die Predigt ist gewissermaßen *die* wöchentliche Übung, das „Heilige“ im Leben der Mitmenschen zu entdecken. Hier ein „Beispiel“ dafür:

„Wir hatten bei uns im Kinderheim ein Mädchen, die hatte über 100 Kilo, und wenn sie etwas wollte, hat sie alles niedergewalzt auf ihrem Weg, gnadenlos. Und einmal stehe ich in der Eingangstüre und ich sehe sie schon auf mich zukommen und ich denke mir: „Nein, sicher nicht“, und ich bleibe stehen und sag „Bleib stehen, sofort!“. Und schreie sie an. Und sie schiebt sich ganz nah an mich ran und, ich denke mir, „was kommt jetzt?“ Dann nimmt sie meinen ausgestreckten Zeigefinger, führt ihn zu ihren Lippen und haucht einen Kuss drauf. Dann schenkt sie mir ihr charmantestes Lächeln und geht an mir vorbei. Das hat mich sehr beeindruckt, denn sie hat durch dieses schlichte Zeichen sich selbst und mich daran erinnert: Auch wenn wir oft Auseinandersetzungen und Konflikte haben, vergiss nicht: Ich bin ein Mensch und ich bin nicht taub, und du brauchst auch nicht so auf mich losgehen. Sie hat mich daran erinnert: Ich bin ein Mensch, du bist ein Mensch.“ (Tomas Kaupeny, Aus der Predigt vom 23. 4. 2014)

Das Ganze ist mehr als die Summe der Teile

In diesem Artikel war zuerst von Aspekten einer Pastoral für Menschen „am Rand“ die Rede: der Begegnungsfreude des Seelsorgers, der entschiedenen Bereitschaft, sich in der Lebenswelt der Menschen zu bewegen, das – oft vom Schicksal gezeichnete – Leben mit ihnen zu teilen. Aus diesen Begegnungen und Beziehungen mit den „Schwierigen“, den „Verrückten“, den „Gestrandeten“ und Menschen, die solidarisch mit ihnen leben, entsteht die Gemeinde, d. h. ein tragfähiges Netz, das über Jahrzehnte halten soll und halten wird. *Kontinuität* ist eine unerlässliche Qualität für die Menschen und die Organisation. Diese lange haltenden Beziehungen, die zu tiefen seelsorglichen *Freundschaften* führen, sind der Ausgangspunkt für alles andere. Die Bibelarbeit, die Rituale, die Sakramente, die Lieder, die liturgische Sprache, ... schlicht alle Elemente der Liturgie, müssen zu dieser Gemeinde passen. Dies wiederum braucht Menschen, die in der Lage sind, die Bedürfnisse und Umstände zu erfassen und in Kategorien der Liturgie umzuwandeln. Es wäre falsch, würde man meinen, man könnte die hier angesprochene Qualität von Liturgie durch die Kombination bewährter „Elemente“ erzeugen, wie einen „Bausatz“ zusammensetzen. Was hier dargestellt werden sollte, ist ein Weg, der dorthin führt. Er besteht im Aufbau der Gemeinde, in der langjährigen Pflege von Beziehungen – und in der Bereitschaft, von den Menschen zu lernen und das Gewohnte zu hinterfragen und weiterzuentwickeln. Liturgie wurzelt in Beziehung – in der Gottesbeziehung und der Menschenbeziehung.

Literatur

- HALIK: Geduld mit Gott. Leidenschaft und Geduld in Zeiten des Glaubens und des Unglaubens. [Die Geschichte von Zachäus heute]. 3., durchges. u. verb. Aufl. Freiburg/Wien [u.a.] 2011.
- KARDINAL MARTINI, Carlo M.: Hinabsteigen nach Kafarnaum ... (vgl. Mt 4,13). Im heutigen Europa die Hoffnung stärken – dem Bösen widerstehen, in: SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ / RAT DER EUROPÄISCHEN BISCHOFSKONFERENZEN (CCEE) (Hg.): Die europäischen Bischöfe und die Neu-Evangelisierung Europas. Bonn / St. Gallen 1991, 367–383 (Stimmen der Weltkirche 32).
- SPORSCHILL, Georg: Die zweite Meile. Wien 2006.